

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Man verschob den Tod auf den sechsundzwanzigsten Juli, bis zum Namenstage des Fräulein Anulja. Schablon machte dem Freunde diese Konzession, denn ihm wäre der Tod in dem kalten Wasser am vierten März süßer gewesen. Dann lagen sie im Schatten der Weiden, im duftigen Gras — und von ferne blickten die Türme und Kirchen der alten Stadt herüber.

Um die Mitte des Juli waren sie bereits Sozialisten. Sie schworen einander zu, für die Allgemeinheit zu leben, da sie es für sich selbst nicht konnten, — und das fatale Datum ging vorbei, ohne daß ein Unglück geschah.

Der Kollege Schablowski behte vor geheimer Führung, während er auf den Freund blickte. Er sah auf seinem abgemagerten Gesicht die Spuren schwerer Erlebnisse, las in seinen Augen die Veränderungen, die der Hauch des Todes bewirkt hatte. Er war von seiner Tapferkeit ergriffen, von seiner wunderbaren Errettung und auch davon, daß er seine frühere Tätigkeit nicht aufgab. Am liebsten hätte er ihn umarmt und ihm gesagt, wie gern er ihn hat. Er hatte nur den einen Wunsch, daß alles so wäre wie einst, daß er ihm verspreche, einander wieder zu treffen. Tausend Dinge hatte er ihm zu sagen, so viel hatte sich angesammelt, — und nun war es nicht möglich, vom Fleck zu kommen, sich ihm zu nähern. Es baute sich zwischen ihnen eine Brücke aus lauterer, treuer Herzlichkeit, und dennoch konnte jeden Augenblick ein Wort fallen, das zu einem hitzigen Geschimpfe, wie in einer Volksversammlung, führte und dazu, daß man einander die Augen ausstach.

Sie beobachteten einander, von dem heißen Wunsch befeelt, daß dieser Zustand schließlich ein Ende nehme.

„Wie weit fährst Du?“ fragte Schablon.

„Noch drei Stationen . . .“

„Gast Du Verwandte da, oder Freunde?“

„Nein, ich fahre in die Ferien. Ich habe dort Geschäfte.“

„Geschäfte? In dem Rest?“

„Bauern sind auch Menschen.“

Schablon warf unwillkürlich einen Blick auf Marek's Gepäck. Marek lächelte ebenfalls unwillkürlich.

„Ja, laß' Du nur! Spaßig ist die Angelegenheit nicht.“

„Freilich. Etwas weiß ich auch davon.“

„Auch ich weiß, daß Du in den Tod gegangen bist und wieder gehst, und sicher wird man Dich noch hängen! . . . Da, siehst Du, ich habe eine Dummheit gesagt. Man sagt so was nicht, aber es ist nun mal geschehen. Ich wollte damit nur sagen, daß man bei Euch alles verstehen kann, aber wie Ihr da so mit dem Blut umgeht, — nein! Denn das Leben, verstehtst Du, die Verhältnisse sind noch nicht gereift, um Euch ein solches Recht zu geben. Ich sag's im Ernst, ich will Dich nicht verletzen . . . Und ich will's Dir offen sagen, denn ich will und kann mit Dir nicht anders reden. Wenn ich Dich so sehe, wie Du in dieses grüne Land, in diese stille Gegend mit Deinen unheilvollen Koffern fährst, hier, wo man noch so wenig weiß und noch so gar nichts versteht, ein solches stilles Dörfchen, sieh nur!“ Er zeigte durchs Fenster.

Marek sah hinaus.

„. . . so will es mir scheinen, daß ich einen Irrsinnigen sehe, einen dämonischen Nihilisten oder einen fanatisierten Mystiker, der sich zum Ziel gesetzt hat, das Unglück zu vervielfachen, von dem es ohnehin überall voll genug ist. Ist es schon böse, so soll es noch schlimmer werden! Gibt es noch irgendeinen Winkel, wo Menschen ruhig leben, wohin die Gewalt der zerstörenden Mächte noch nicht gedrungen ist — vorwärts! Auch das muß mit! . . . Was wirst Du da zurücklassen? Nur Unglück! Dasselbe macht Ihr in den Städten mit den Arbeitern. Das läßt sich immerhin noch verstehen. Ich freilich muß mich dagegen wehren, wie gegen einen Feind — aber dort ist schließlich ein lebendiges Terrain, ein aufgedecktes Element, Massen, die ihr Recht kennen, dort darf man experimentieren, dort darf man sich vielleicht irren . . . Aber diese ungeheure Verblendung, diese Massenhysterie, welche alles und alle bis in den abgelegensten Winkel verfeuchten will, . . . nein, das kann kein Mensch verstehen! . . .“

„Mein Verstand ist nicht so empfindsam. Ich habe das Recht, überall anzugreifen. Mein Sozialismus und meine Revolution machen bei den städtischen Schlagbäumen nicht Halt. Ich mache mir nichts aus dieser bäuerlichen Jungfräulichkeit, ebensowenig aus irgendwelchen eisernen Rechten . . . So manches Recht wurde im Feuer eines gemeinamen Willens erweicht . . . Blut! Blut! . . . Seit wann hat das Volk sein Recht auf Blut aufgegeben? Ein Umschwung in menschlichen Dingen ohne Blutvergießen — ist das möglich?“

„Nein, nein. Ich spreche nicht aus Gefühl so. Auch ich kenne harte und unmenschliche Notwendigkeiten . . . Es muß auch Schreden und Katastrophen geben. Meinetwegen Blut. Aber dies alles muß vom kühlen Verstand gelenkt werden und von dem Grundsatz: Alles zu seiner Zeit. Jetzt aber ist es uns nicht erlaubt, Blut zu vergießen. Nicht erlaubt, weil es unnütz ist.“

„Was ist das denn für ein Jetzt? Und was will es?“

„Jetzt heißt es warten, ausharren, erwecken, die Erkenntnis vertiefen, alle Mittel versuchen und eine ungeheure Massenbewegung hervorrufen . . .“

„Ja, irgendwann und irgendwo! — Das ist Deine Meinung, das ist Dein Glaube . . .“

„Das ist eine Wahrheit, gestützt auf alle Tatsachen der allgemeinen russischen Revolution.“

„Nein. Das meinst Du nur so, oder Deine Partei. . . . Nichts kannst Du beweisen. Wir aber glauben, daß die Zeit gekommen ist.“

„Wundervoll! Die Zeit ist gekommen, die Unabhängigkeit aufzubauen durch das Ausrauben von Staatskassen und durch das Totschlagen von Polizisten! Weißt Du, ich fange an zu glauben, daß es eine Art Geisteskrankheit gibt, welche ganze Volksmengen ergreift. Ihr seid alle vergiftet, betäubt, und kein Mensch denkt für Euch.“

„Totschlagen von Polizisten. . . . Unabhängigkeit. . . . Was für ein Gerede! Kann man denn nicht mit Dir wie ein Mensch sprechen? Wir sind doch nicht hier in einer Versammlung. Kein Mensch stört uns — so laß uns doch wie Menschen miteinander reden. Sprechen wir vom Kampf! Es gibt eine Idee der Passivität und eine Idee des Kampfes. Es gibt Geduldige und solche, die es eilig haben . . .“

„Ja, und es gibt auch Irrsinnige, die durchaus mit dem Kopf durch die Wand wollen. . . .“

„Und eine Art von Verrückten, die sich mit Vergnügen mißhandeln lassen! Das sind entweder Märtyrer oder . . .“

„Ach, lassen wir das. Wohin soll das führen? Laß uns von was anderem reden!“

Aber Marek antwortete nicht. Lange schwiegen sie beide, bemüht, einander nicht anzusehen. Sie sahen einander gegenüber und berührten sich fast mit den Knien.

Dieser Zwang lastete auf ihnen. Es bedrückte sie unerträglich die Scham, daß sie den Augenblick nicht zu beherrschen vermochten, um sich anständig aus der heiklen Situation zu ziehen. Sie beobachteten sich heimlich, und jeden Moment trafen sich ihre flüchtigen besorgten Blicke. Sie glaubten bald in Lachen ausbrechen zu müssen und daß sich schließlich alles anflären würde. Bald wieder erfaßte sie Ungeduld: wozu sich quälen, zum Teufel? Wozu sich dumm stellen und sich später mit der Erinnerung daran vergiften?

Bald auch bligte bei dem einen und bei dem anderen aus den verstoßenen Widen der Haß hervor. Mit der Besinnung kam auch der ratlose Gedanke: schließlich muß man ja hier fertig werden!

Endlich nahm Schablowski das Wort:

„Gast Du nicht gelegentlich einmal in den letzten Jahren eine von unseren grausamen, entzückenden Domen gesehen? Was machen Sie denn eigentlich?“

Marek sah ihm gerade in die Augen, und den Blick fest auf ihn gerichtet, antwortete er nach einer Weile:

„Sprich aufrichtig, wie denkst Du? Wäre es nicht eine Schmach für das Proletariat, wenn im Verlaufe der ganzen Revolution auch nicht ein Schuß von unserer Seite losginge? Wenn nicht ein Feind für die vielen getöteten Unfrigen fielen . . .“

„Gewiß. Das wäre allerdings sehr selten. Aber beruhige Dich nur! Die Rächer würden schon von selbst aus dem

Volke entziehen. Es ginge auch ohne Eure Spezialisten, denn wenn es sich schon um wirklichen, schöpferischen, sieghaften Krieg handelt, — was bedeutet denn dann der kleine Hausen Eurer Leute?"

„Aha! Der schöne Glauben an das Elementare! Warum denn nicht schon lieber an die gute alte, bewährte, göttliche Vorsehung? Das sumpfige, stagnierende Wasser ist ein Element; der sinnlose, alles auf seinem Wege niederreisende rosende Sturm ist es ebenfalls. Element! So sitz doch hundert Jahre am faulen Wasser und warte! Oder laß Dich vom Sturm hintreiben und davontreiben wie ein Blatt. Ich glaube an eins: an die vernünftige, bewußte Tat des Menschen!“

„Vernünftig . . . bewußt . . . ja, damit bin ich einverstanden.“

„Du siehst doch, daß wir uns in politischen Dingen nicht verstehen. Also wozu aneinander reiben? Aber jenseits aller Politik gibt es Erscheinungen, so klar, daß sie den Augen weh tun. Du willst nicht sehen.“

„Rein. Das ist nicht wahr. Ich sehe alles. Und vor allem das, was weder Du siehst noch Deine Partei. Ich sehe das unendliche Elend der Welt und das höllische Unrecht der Menschen.“

„So? Habt Ihr das gepachtet?“

„Zu keiner Zeit, sei es im toten Frieden, sei es während der revolutionären Stürme oder unter der widerlichsten Reaktion, verlieren wir weder unser Ziel noch unsere Energie. Und werden sie nie verlieren. Aber Euer Wille, Eure ganze sogenannte PPS.-Begeisterung zehrt sich auf und erlischt ebenso rasch wie diese Eure kämpferischen Taten, die wie ein Feuerwerk aufblitzen und für den Augenblick vielleicht auch schön sein mögen. Dabei verzichten wir durchaus nicht auf den blutigsten Kampf mit allen seinen Konsequenzen . . .“

(Fortsetzung folgt.)

1) An die Scholle gebunden.

Von Gustaf Janson.

Sobald die gewünschten Gläser erschienen und gefüllt waren, stellte sich Peterssons gute Laune wieder ein und das Geschäft, um dessen willen sich der Besucher eingefunden hatte, wurde mit Leichtigkeit abgeschlossen. Der Bauer nannte eine Summe, Hans Mortensson bot die Hälfte, und als Hans nach einigem Hin- und Herreden mit unerwarteter Ernst die Flasche zuckerte, gab Petersson nach.

„Du trinkst wie 'n ganzer Keel,“ sagte er, „Du wirfst 'n guter Nachbar.“

Ein spöttisches Lächeln kräuselte Hans Mortenssons festgeschlossene Lippen, daß die kräftigen Zähne hindurchschimmerten. Dann fuhr er mit der Hand über den Mund und füllte schweigend die Gläser, die sie stehend auf den Handel leerten.

Bereits am selben Tag wurde der Kaufkontrakt unterschrieben, Der Hans Mortensson zum Besitzer des unzulänglichsten und unfruchtbarsten Drittel der ausgedehnten Felder des Gehöfts ernannte, und vor dem Abend stand auf der östlichsten Spitze der Insel in einem Gehölz die Reifighütte fertig. Vor derselben saß Karin im Grafe und blidte zu dem Manne auf, der sie hierher geführt und kurzweg erklärt hatte:

„Jetzt beginnen wir.“

Zwar widerstand es ihr, in einer Hütte zu wohnen, und es ängstigte sie, daß er ihre halblaute Frage, wann das Aufgebot bestellt werde, nicht zu verstehen schien.

„Bekommen wir 'n freien Tag, können wir an dergleichen Kappalien denken,“ entgegnete er herb.

Da troch es Karin fast den Rücken hinab und hange fragte sie sich, ob sie recht getan habe, sich in etwas einzulassen, das sie vielleicht bereuen könne.

Aber Hans reichte ihr mit lachendem Mund und leuchtenden Augen die Hand.

„Ja, Dirne, das alles gehört uns,“ sagte er stolz, indem er mit dem Arm einen Halbkreis in der Luft beschrieb. Und abermals fühlte sich Karin von dem Zauber ergriffen, und dankbar nickte sie dem Manne zu, dessen zäher Wille alle Schwierigkeiten überwinden werde, wie sie nun feil glaubte.

Und Hans Mortensson zeigte sich ihres Vertrauens wert. Wiederum war er der schweigsame Arbeiter, dem der bloße Gedanke an etwas anderes, als was er vorhatte, ein Verbrechen erschien. Die Brüder Ostermann waren die tüchtigsten Ackerbauern auf der Insel, und selbst Betulander hatte einmal gezeigt, was Ausdauer und fester Wille vermögen, aber Hans Mortensson übertraf alle. Unausführlich drohten die Schläge seiner Art durch den Hain, den kein anderer Fuß betrat. Große Strecken wurden zwischen den Felsen gerodet. Seine geübten Augen hatten sich

nicht getäuscht, als er glaubte, den Boden hier ebenso und weniger steinig zu finden als anderswo. Eine Reihe von Aedern, die dem andern auf der Insel nicht nachgaben, war die Frucht seiner Arbeit.

Nachdem sie einen Monat in der Reifighütte gehaust hatten, teilte Karin das Siegesbewußtsein des Mannes. So starke Arme wie die dieser beiden Menschen gab's nicht im Umkreis vieler Meilen, und sie wußten, daß es ihnen glücken würde, hielten sie nur aus. Sie hantierte den Spaten ebenso tüchtig wie Hans, und wo Baumstümpfe herausgebrochen wurden, stand sie mit hochgeschürztem Rock bis über die Knie in der Erde und arbeitete gleich einem Mann.

Dann konnte wohl Hans vergnügt ausrufen:

„Du, Karisa, wir beide arbeiten für Bier!“ Hobel er zum Zeichen seiner Zufriedenheit ihr einen herzhaften Schlag auf den Rücken versetzte. Dann rötete die Freude ihr Antlitz und Hals und im Auge schimmerte eine Träne, so froh blidte sie in die Zukunft.

Als Streckenarbeiter hatte Hans Mortensson genau acht gegeben, wie man bei einer Ansiedlung zu Werke ging, und da er sich seine Kenntnisse zunutze machte, und bei jeder Schwierigkeit Rat wußte, lernte Karin ihm vertrauen. Eine Einigkeit, wie sie zwischen diesen beiden Menschen herrschte, gab's auf der ganzen Insel nicht. Dazu kam, daß niemand den Frieden in der Reifighütte störte. Kein Weg führte nach den Feldern jenseits Hagens, und Hans Mortensson hütete sich wohl, einen anzulegen, bevor es die Notwendigkeit erheischte.

Der Sommer schwand, und als der Herbst die Blätter der Birken färbte, ward die erste Saat in den frisch gepflügten Ader gelegt. Hans zog selbst den Pflug, den Karin zwischen Burgeln und Steinen sorglich führte. Das Feld war nicht groß, aber sie gingen mit Ehrfurcht und Andacht ans Werk. Jede Handvoll Korn, die Hans in die Erde streute, ward von einem Gelübde begleitet, und seine Lippen bewegten sich ununterbrochen, als murmelten sie Gebete. Jeden Herbstmorgen stand er dann am Deichgraben und über sah seiner Hände Arbeit. Als die erste junge Saat grünte, atmete er erleichtert auf, ging singend und pfeifend umher, bis der Frost sich einstellte und die zarten grünen Keime schwärzte. Selbst als der Schnee das Roggenfeld deckte, fand er sich ein und murmelte leise Bruchstücke von Gebeten, deren er sich aus seiner Kindheit erinnerte.

Raum war die Saat in der Erde, so ging er an den Bau des Hauses. Ausdauer und Kraft ersetzten die fehlende Geschicklichkeit. Schön nahm sich das neue Heim nicht aus, aber es war solid. Zwei Stuben und Küche, darüber der große Speicher mit Raum für zwei Kammern, falls es notwendig würde. Die Fenster sahen schief und waren von ungleicher Größe, je nach den Rahmen, die Hans Mortensson hier und da aufgelaufen hatte. Aber für Hans und Karin war es das geträumte Zauberschloß, wie es am Bergesabhang im Sonnenschein blidte, und soweit das Auge reichte, waren die Felder rund umher ihr Eigentum.

Eines Tages im Januar war ein großer Schritt auf dem Weg, den sie zu wandern hatten, vollbracht, das Haus stand fertig da und kein Gedanke an kommende Hindernisse vermochte sie zu erschrecken. Beide entstammten einem Geschlecht fleißiger Arbeiter, die, am heimatlichen Boden hängend, den Pflug geführt oder die Art geschwungen hatten. Sie fühlten sich eins mit ihrer Erde, in der sie wurzelten, und sie späten nicht über ihre Roggenfelder hinaus. Ihr Ziel, das väterliche Gehöft wiederzugewinnen, scheuchte alle anderen Gedanken und Träume, die sie wie Kostbarkeiten verwahren und nur zum Trost hervorwuchten, wenn die Widerwärtigen leiten sich häuften.

Und diese blieben nicht aus. Als Hans Mortensson im Lauf des Winters Stall und Scheune baute und einen Vollen zu spalten beschäftigt war, hieb er die Art in seinen Fuß. Ohne zu schreien oder in Ohnmacht zu fallen, biß er die Zähne zusammen und schleppte sich ins Haus, wo Karin ihn den Stiefel auszog, aus dem das Blut floß. Der Inhalt einer Terpentinflasche ward in die Wunde gegossen und der brennende Schmerz mit grimmigem Lachen verbißen. Sobald die Wunde verbunden und eine Sode über den Fuß gezogen war, grunzte er zufrieden, verzehrte eine Extramahlzeit und entgegnete auf Karins Frage, was er jetzt zu tun gedente: „Natürlich arbeiten.“

Er hielt Wort, und der Wirtschaftshof war in kürzerer Zeit vollendet, als sich erwarten ließ. Sein starker Wille hatte den Sieg davongetragen.

Einen Monat nach jenem Unglücksfall gebar Karin ihr erstes Kind. Als sie eines Tages beschäftigt war, ihrem Mann Dachziegel zum Dedern der Scheune zuzureichen, erblidte sie und schwankte nach der nächsten Mauer, um einen Halt zu finden.

„Om, hm . . . steht's so,“ sagte Hans, indes er eilig hinabkamm.

Eine Stunde später war das Kind geboren und am folgenden Tag ging Karin wie gewöhnlich an ihre Arbeit. Nichts durfte sie daran hindern, wie sie meinte, und ihr Wille war nicht weniger stark als der ihres Mannes.

„Der wird ein tüchtiger Arbeiter,“ äußerte der Vater, nachdem er gesehen, daß es ein Knabe war. Abends berieten sie, wie er heißen solle, und da ihnen kein besserer Name einfiel, beschloßen sie, ihn Hans zu nennen.

Die erste Ernte auf Hans Mortenssons Feldern war unter Dach, und als die nächste eingebracht war, standen zwei Kühe im Stall und vor dem Hause scharre eine Schar Hühner in der Erde,

Aber die Brieftasche war auch zur Hälfte geleert, und Hans konnte sich nicht verhehlen, daß er einen Rechenfehler begangen habe.

„Wir müssen uns noch besser dranhalten,“ meinte er und tröstete sich damit, daß er fernerhin weder Bretter zu Haus und Stall, noch Vieh und Werkzeug bedürfe.

Mit Sonnenaufgang ging er an die Arbeit, und lange nach ihrem Untergang lehrte er todmüde heim. Am Tage gönnte er sich keine Ruhe, aber selbst nachts fand er sie nicht. Eine merkwürdige Narkoseart ließ ihn im Schlafe auffahren und völlig wach in die Dunkelheit um sich her starren. Eine unklare Ahnung, daß seine Hoffnungen zu kühn und hochtrabend gewesen seien, raubte ihm die Zuversicht, ohne welche er nicht imstande war, seinen Willen durchzusetzen. Dann richtete er sich auf und betrachtete das Weib an seiner Seite, dessen ruhiger Schlaf durch keinerlei Sorgen gestört wurde, und mit schwerem Herzen versank er in Grübeleien über die Zukunft.

Mit dem ersten Morgengrauen erhob er sich vom Lager, froh, in der Arbeit einen Tröster zu finden, der die drückenden Gedanken und unklaren Befürchtungen fernhielt. Aber unerwartete Schwierigkeiten anderer Art störten ebenfalls sein Gleichgewicht. Es entging ihm nicht, daß man an den neuen Ansiedlern viel auszufehen fand und daß es nicht menschenfreundliche Urteile waren, die gefällt wurden. Auf der Insel, wo alles, was im geringsten vom Athergebrachten abwich, Anstoß erregte und Anlaß zu böshafter Auslegung gab, genügte der Umstand, daß zwei Menschen sich absonderten und einsam lebten, um dem bösen Leumund Nahrung zu geben. Daß die beiden, Hans und Karin, andere in Frieden ließen, war kein Grund zur Schonung, vielmehr meinte man hierin den Beweis zu finden, um jeden Preis etwas verbergen zu wollen. Seine kurz angebundene Art und Weise ward als ein Fehler erklärt und seine derben Antworten als Äußerungen eines schlechten Charakters ausgelegt. Daß beide nicht gefehlich getraut und das Kind nicht getauft waren, vermehrte den Unwillen. Als aber Volén so weit ging und sich weigerte, ihm seine Waren zum gangbaren Preis zu verkaufen, weil er es vor seinem Herrn und Meister nicht verantworten könne, das Laster zu unterstützen, indem er einem solchen Spötter wie Hans Wohlwollen zeige, zog dieser andere Saiten auf.

„Soll ich mehr als andere bezahlen?“ murrte Hans eines Tages im Laden.

„Das kann ich nicht ändern,“ entgegnete der Kaufmann friedfertig, „begeistert, Mortensson nicht, wie gewagt es ist, sich mit ihm einzulassen? Was soll ich wohl antworten, wenn mich unser Herrgott am jüngsten Tag fragt: wie konnte ein wahrer Christ wie Volén Heiden und Wissfertigern behilflich sein? So was kann hart geistert werden, Mortensson, und da muß ich mich im Leben schadlos halten.“

Hans Mortensson war kein hurtiger Denker, aber bereit zu rascher Tat, weshalb er die sehnige Faust ballte und sie dem Krämer unter die Nase hielt, indem er düster sagte:

„Was er mehr nimmt, als ihm zukommt, bezahle ich mit Sieben und Schlägen.“

Die Gegner standen zu beiden Seiten des Ladentisches und starrten einander ins Gesicht. Schließlich wandte sich Volén mit sanfter Geberde ab, um anzudeuten, daß er nachgebe. Hans ging mit seinen Paketen, vom höhnischen Grinsen des Krämers gefolgt, der beim Rechnen Fehler gemacht hatte, aber nicht zum Vorteil des Käufers.

(Fortsetzung folgt.)

Arbeit auf Halbzeit und verlängerte Ausbildung?

Unter diesem Titel bringt das zweite Januarheft des Kunstwarts und Kulturwarts eine an längst erhobene sozialdemokratische Forderungen sich anlehnende Anregung, deren Verwirklichung von einschneidender Bedeutung sein könnte. Wir geben die beachtenswertesten Ausführungen hier wieder.

Die Klagen über die Ueberfüllung von Mittelschulen und Universitäten werden immer lauter. Bald sind es die Frauen, die sich nicht zu den wissenschaftlichen Berufen drängen und den Männern die Konkurrenz nicht erschweren, bald die unteren Volksschichten, Arbeiterschaft und Kleinbürgertum, die ihre Kinder nicht höheren Berufen zuführen sollen. Auch gegen das Bürgertum wird immer wieder der Vorwurf erhoben, es schähe handwerksmäßige Berufe zu gering und löse selbst schlecht begabte Söhne unter allerlei Qualen für Kinder, Eltern und Lehrer durch Gymnasien, Realschulen und Hochschulen, statt geistig wenig regsame einer technisch-handwerksmäßigen Ausbildung zuzuführen. Ebenso wird behauptet, die Kosten der Ausbildung ständen oft in jäherem Mißverhältnis zu der wirtschaftlichen Lage der Eltern und zu dem Verufe selbst, den die jungen Leute dann notgedrungen ergreifen müssen. Man findet es unzuweckmäßig, wenn Anaber acht Jahre lang klassische Bildung aufnehmen, um dann als kleine Post- oder Bahnbeamte unterzukommen, da sie bei dieser Beschäftigung alles mühselig aufgespeicherte, später nicht weiter verwendete Wissen allmählich vergessen; es sei ebenso töricht, versichert man uns, wenn Mädchen jahrelang verbesserte Schulen, die einen wirklich ernst nehmenden Bildungsgang ermöglichen, durchlaufen, um dann als

Schreibmaschinenfräulein oder als Telephonistin beschäftigt zu werden. Noch viel bedenklicher sei es, versichert man, wenn Menschen die Hochschule absolvierten, um dann um des lieben Brotes willen Stellen anzunehmen, für die Hochschulbildung nicht Voraussetzung ist. Namentlich bei studierenden Frauen tritt dieser letztere Fall häufig ein, man sieht hier auf mancher Seite einen Grund gegen die weibliche Studentenschaft, zum mindesten unter den heutigen Verhältnissen.

Wir wollen hier nicht die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit unserer Lehrpläne untersuchen. Uns interessiert heute eine andere Frage: ist es notwendig, ja nur sinnvoll, die Ausbildung des jugendlichen Menschen in erster Reihe in Hinblick auf seine spätere Tätigkeit auszugestalten? Wir hören mancherlei von dem Bauern auf Island und den Färöerinseln; sie besuchen Lateinschulen und pflegen Kunst. Wenn sie von ihrer Feldarbeit heimkehren, kommt es häufig vor, daß im einen oder anderen Hause eine Beethoven'sche Sonate gespielt wird. Zum Landbau haben sie hierbei gewiß nicht nötig, aber was sich bei ihnen entwickelt hat, ist ein kultivierter Menschenschlag, der neben schwerer Handarbeit geistigen Genüssen zugänglich ist. Freilich berichten die gleichen Reisenden von einem gewissen gleichmäßigen Wohlstand unter dieser Bauernbevölkerung, Bettler sollen überhaupt nicht zu sehen sein.

Was empfinden wir eigentlich als störend, wenn wir sehen, daß ein Mensch jahrelang geistig ausgebildet wird, um dann eine untergeordnete Beschäftigung ergreifen zu müssen? Weder die Ausbildung als solche, denn die meisten sind sich klar darüber, daß die durchschnittliche Bildung ein wichtiger Bestandteil der Kulturhöhe eines jeden Volkes ist, noch die Beschäftigung als solche. Auch Vorwürfe gegen den Lehrplan und die Art des Unterrichts sind etwas ganz anderes, als die Klagen über die unnütze Länge der Ausbildung. Was uns stört, ist wohl in erster Reihe das Zeitausmaß, das erst ausschließlich der Ausbildung und dann der Berufsarbeit gewidmet wird, sind in zweiter Reihe die Verhältnisse, unter denen diese Menschen dann ihre Arbeit leisten müssen. Wir sehen heute, daß der Mittelschüler bis in sein achtzehntes Lebensjahr oder noch länger von der Schule so sehr in Beschlag genommen wird, daß er daneben nur unter Opfern an Nachtruhe oder notwendiger Mühe einem kleinen Verdienst nachgehen kann, trotzdem die Familie einen solchen Zuschuß oft bitter nötig hat. Noch häufiger aber werden wir beobachten, daß der Mittelschüler einen derartigen Verdienst überhaupt nicht findet und so nur vor die Wahl gestellt ist, entweder seiner Familie eine schwere Last aufzubürden oder aus der Schule auszutreten. Unser heutiges Erwerbsleben verlangt meist der ganzen Menschen oder weist ihn zurück, eine Sondernung der Beschäftigungen nach Arbeitszeit mit dementsprechend geringerer Entlohnung fehlt so gut wie völlig. Die schlecht bezahlten Arbeiter sind heute auch die am längsten Beschäftigten. Wir sehen aber auch den gleichen jungen Menschen, wenn er die Mittelschule nicht mit der Hochschule vertauscht, meist einen Beruf ergreifen, der seine Zeit und Kraft so in Anspruch nimmt, daß wieder für geistige Mühe nicht viel übrig bleibt. Dazu kommt, daß die Bezahlung in untergeordneten Berufen für bessere Geisteskräfte so gut wie keinen Spielraum läßt. Man hätte vielleicht abends noch Spannkraft genug, um ein gutes Theaterstück oder Konzert aufzunehmen, aber das läßt wieder die Kasse nicht zu; man fühlt sich vielleicht noch rege genug, um ein gutes Buch zu lesen, aber das Geld fehlt, um es zu kaufen, das Herbeischaffen aus Bibliotheken kostet Mühe und Zeit und hat man vielleicht beides überwunden, so wirken die engen, dumpfen Wohnungsverhältnisse lähmend. Das Ergebnis ist, daß auch der Angestellte mit guter Schulbildung bald verjumpt.

So brauchen wir eine weiter und tiefer gehende Volksbildung, aber sie müßte anders verlaufen, wir brauchen viel Handarbeit, aber sie müßte anders gestaltet werden. Strebt der junge Mensch keiner geistigen Laufbahn im eigentlichen Sinne dieses Wortes zu, so kann das Erwerbsleben ruhig mit etwa sechzehn Jahren beginnen. Aber die Erwerbsarbeit müßte für Jugendliche mindestens bis zwanzig, womöglich bis Anfang der zwanzig auf Halbzeit gesetzt sein. Neben ihr müßte noch täglicher, und zwar nicht in die Abendstunden fallender Schulunterricht stattfinden. Bis heute kennen wir die verkürzte Arbeitszeit für Jugendliche bis zu sechzehn Jahren nur bei reiner fabrikmäßiger Handarbeit, und auch dann ist die Verkürzung so gering und der Fortbildungsunterricht so lüdenhaft, daß von einer tatsächlichen weiteren Ausbildung der Persönlichkeit kaum die Rede sein kann. Für die weiblichen jugendlichen Arbeiter fehlt der Fortbildungsunterricht fast überall gänzlich, ebenso steht es bei den Berufsmännern, die den Mittelschulklassen als noch weniger standesgemäß gelten, ohne geistige Anforderungen an den Menschen zu stellen. Der junge Mann, der nach beendeter Handelsschule vielleicht mit achtzehn Jahren in ein Handelshaus eintritt oder nach acht Jahren Mittelschule die unterste Sprosse der Beamtenleiter besetzen darf, gilt als „erwachsen“; auf seine weitere geistige Ausbildung, die in diesem Alter doch nicht schon als abgeschlossen gelten kann, wird weder vom Privatunternehmer, noch vom Staat als Arbeitgeber Rücksicht genommen. Und doch ist der Mensch für viele Dinge, so für politische, volkswirtschaftliche und künstlerische Ausbildung, die er als Persönlichkeit und Staatsbürger notwendig hat, erst um die zwanzig herum so recht aufnahmefähig. Wollen wir also reife, bewusste Menschen, so muß für den Durchschnitt zwischen Ausbildung und Berufsarbeit nicht ein scharfer Schnitt gemacht, son-

hern eine Uebergangszeit geschaffen werden. Dann werden wir auch begreifen, daß die Ausbildung des Menschen nicht nur um des späteren Berufes, sondern um der Gesamtpersönlichkeit willen zu erfolgen hat. Die leidige Frage, wozu nützt das Lernen in diesen oder jenen Fächern, wenn der Mensch es nicht weiter verwertet, hört dann von selbst auf, der Nutzen äußert sich in der gehobenen Lebensweise und Lebensanschauung der Bevölkerung.

An die verkürzte Arbeitszeit des Jugendlichen mit obligatorischem Fortbildungsschulunterricht schließt sich die volle Beschäftigungszeit des Erwachsenen. Aber wird der Mensch, der gelernt hat, daß seine Schulzeit nicht einzig den Zweck hat, ihn für den Beruf vorzubereiten, sich auch darein fügen, im reifen Alter all seine Zeit der Berufsarbeit zu widmen? Wir sehen gerade einen der größten Vorteile der so verlängerten und verbesserten Ausbildung des nicht-geistigen Arbeiters darin, daß er noch schärfer gegen die lange Arbeitszeit ankämpfen wird, als dies heute schon der Fall ist. Verfolgen wir die Geschichte der Arbeiterbewegung, so sehen wir am Anfang den Kampf um Lohnerhöhung, dann um günstigere Arbeitsbedingungen, erst in dritter Reihe gewöhnlich den Kampf um Arbeitszeitverkürzung. Der Mensch muß bereits eine gewisse Höhe erreicht haben, um das Bedürfnis nach Ruhe sehr lebhaft zu empfinden. Auf einer niedrigen Stufe wird er sich mit einer langen Arbeitszeit abfinden, wenn nur seine primitivsten physischen Ruhebedürfnisse halbwegs befriedigt sind. Erst später kommt das Bedürfnis, Zeit nicht nur zum Schlafen und Essen, sondern zum geistigen Sein zu haben. Der Erwachsene muß immer mehr das Bewußtsein bekommen, daß seine Persönlichkeit neben der Berufsarbeit Rechte hat. Gewöhnt man ihn daran, daß keine jugendliche Ausbildung nicht nur um des späteren Berufes willen erfolgt, sondern den Menschen in ihm ausbilden soll, so wird er für den Menschen in sich, auch als Berufsarbeiter geistige Ruhe und Weiterbildung fordern. So wird die höhere Ausbildung Antrieb zur kulturellen Lebensweise auf späteren Lebensstufen und verträgt sich auch mit niederer Berufsarbeit. A. S. N.

Aphorismen von Seume.

(geschrieben 1806 und 1807).

So lange man die Geduld zur ersten Tugend macht, werden wir nie viel tätige Tugend haben. An tätigen Tugenden scheint auch den Volksführern wenig zu liegen; sie brauchen nur leidende. Daher geht es denn leider kaum leidlich.

Gleichheit ist immer der Probstein der Gerechtigkeit; und beide machen das Wesen der Freiheit.

Niemand ist vor dem anderen ausgezeichnet groß, wo die anderen nicht sehr klein sind.

Die geheime Geschichte der sogenannten Großen ist leider meistens ein Gewebe von Niederträchtigkeiten und Schandthaten.

Wer das erste Privilegium erfinden hat, verdient vorzugsweise so lange im Fegfeuer im Oel gesotten oder mit Resseln gepeitscht zu werden, bis das letzte Privilegium vertilgt ist.

Warum ist Rousseaus Bürgervertrag so gut und seine politische Dekonomie so schlecht? Den ersten schrieb er, so gut er konnte; die zweite, so gut er durfte; und sehr gut darf man freilich selten öffentlich schreiben. Die letzte wurde zuerst in Paris gedruckt und wahrscheinlich für Frankreich geschrieben. Das erklärt schon alles.

Wer den ersten Gedanken der Gerechtigkeit hatte, war ein göttlicher Mensch; aber noch göttlicher wird der sein, der ihn wirklich ausführt.

Man will bemerkt haben, daß die Leute in dem Verhältnisse geschickter werden, als sie nicht gelehrt waren; wenigstens findet man, daß die Gelehrtesten nicht sehr geschickt sind.

Der Witz ist die Kräfte des Geistes. Er juckt sich heraus. Wo ein fester Körper ist, kann eine gute Kräfte wohl eine Lethal (auf Leben und Tod) Krankheit kurrieren? — wenn sie ordentlich behandelt wird, kann aber auch ein Körperchen aufzehren und zerstören, wenn man sie vernachlässigt. So kann es der Seele mit dem Witz gehen. Ein Witzbold legt die Tafel ins Pferdelaßen, aber hält selten die erstere Sende.

Keine Gesetze sind unabänderlich, als die Gesetze der ewigen Natur; und dieser sind wenige, und sie sind deutlich.

Es kann in seinem Umriss nicht leicht ein schlimmeres Wort sein, als Soldat, Söldner, Käufling, feige Seele; Solidarius, glimpflich; Dufatenkerl. Die Sache macht die Ehre des Kriegers; aber ein Soldat kann als Soldat durchaus auf keine Ehre Anspruch machen. Es ist ein unbegreiflicher Wahnsinn des menschlichen Geistes, wie der Name Soldat ein Ehrentitel werden konnte.

Die französische Revolution wird in der Weltgeschichte das Verdienst haben, zuerst Grundsätze der Vernunft in das öffentliche Staatsrecht getragen zu haben. Läßt man diese Grundsätze sterben, so verdient jeder Weltteil seinen sublimierten Tyrannen.

Gewisse sogenannte Verbrechen sind das Heiligste, was die Natur des Menschen aufzuweisen hat, z. B. Regerei, Empörung, Selbstmord. Was die Vernunft und das Göttliche in uns als groß bezeichnet, hat der Despotismus und die Dummheit zu Schande und Tod verurteilt. Die Menschheit hat sich das wenige Licht, dessen sie genießt, durch Unglauben und Forschergeist errungen. Die Gerechtigkeit wird nur durch fähigen Widerstand gegen die Selbstsüchtler fest-

gesetzt. Wo ich in der Würde meiner Natur, ohne Beeinträchtigung des Heiligsten nicht mehr leben darf, verlasse ich das Gewiß der Verantwortlichkeit, der Sklaverei und Tyrannet.

Wer von Freiheit und Gerechtigkeit kein besseres Ideal kennt, als ihm die Geschichte zeigt, ist sehr arm an Trost für die Menschheit.

Aufklärung ist richtige, volle, bestimmte Einsicht in unsere Natur, unsere Fähigkeiten und Verhältnisse, heller Begriff von unseren Rechten und Pflichten und ihrem gegenseitigen Zusammenhang. Wer diese Aufklärung hemmen will, ist ganz sicher ein Gauner, oder ein Dummkopf, oft auch beides; nur zuweilen eins mehr, als das andere.

Die Bedingung der Vaterlandsliebe ist Freiheit und Gerechtigkeit. Von beiden ist in unseren europäischen Staaten nur das Minimum; die Vaterlandsliebe kann also leicht berechnet werden. Die Vaterlandsliebe der Privilegierten ist der lockende Grimm wilder Tiere, mit welchem sie über ihren Raub wachen.

Kleines feuilleton.

Völkertunde.

Ein asiatisches Urbolk. Von allen Völkern Asiens sind die Negritos auf den Philippinen eins der altertümlichsten und eigenartigsten und haben daher die Aufmerksamkeit der Forscher in besonderem Grade erregt. Es ist auch die höchste Zeit, die Eigenschaften dieser Menschen völlig aufzuklären, da der Stamm in der Gefahr des Untergangs steht. Er ist noch weniger von einem wirklichen Aussterben bedroht als von der Vermischung mit anderen Stämmen. Die Zahl der Vollblutnegritos wird jetzt auf nur noch 5000 geschätzt, einschließlich der Mischlinge auf 25 000. Auch diese verhältnismäßig kleine Zahl ist noch auf mehrere Inseln der Philippinen verstreut, obgleich die meisten auf der Hauptinsel Luzon vorkommen. Von der großen Insel Mindoro sind bisher keine Negritos bekannt. Daß sie als die Urbewohner des Archipels anzusprechen sind, geht daraus hervor, daß die Negritos der einzelnen Inseln in allen Eigenschaften durchaus miteinander übereinstimmen. Sie sind Jäger und einfache Sammler von Naturerzeugnissen, doch kennen sie den Fischfang nicht, was bei einem Inselvolk besonders auffällt. Als Waffen benutzen sie auch vergiftete Pfeile, und nach der Wirkung zu urteilen, ist das Gift dem Strichnin ähnlich. Ihre Behausungen sind Pfahlbauten, die auf einem Grüst von senkrechten und wagerechten Stangen errichtet werden. Die Leichen werden unter diesen Häusern oder in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft begraben. Daß sie mit dem Wasser nie eine rechte Gemeinschaft gehabt haben, zeigt auch ihre Abneigung gegen das Baden und gegen jede Reinigung ihrer Kleider, die nur in Hüftgürteln oder Schürzen bestehen. In einigen Inseln wird zu ihrer Herstellung noch Baumrinde benutzt. Daß diese Urmenschen keinen Ackerbau kennen, ist überflüssig zu sagen, aber sie pflanzen doch gelegentlich etwas Reis. Ihr furchtbarster Feind ist eine Hautkrankheit, demnächst die Malaria. Auch die Tuberculose ist bereits unter ihnen festgestellt worden, und so wird das Volk wohl bald zugrunde gehen, wenn nicht energische Maßregeln zu seinem Schutz getroffen werden.

Medizinisches.

Die Stillung des Nasenblutens. Das Bluten der Nase erklärt sich in der Häufigkeit seines Auftretens dadurch, daß die Nasenschleimhaut außerordentlich ausgedehnt und empfindlich ist. Sie weist auch eine reichliche Durchblutung auf, indem sie mit kleinen Aderchen ganz durchsetzt ist. Findet nun ein sehr starker Blutandrang statt, so kommt leicht eins dieser Aderchen zum Klaffen. Das hat an sich nicht viel auf sich, zeigt aber einen krankhaften Zustand an, wenn es sich oft und gar regelmäßig wiederholt. Namentlich können es sich bleichsüchtige Menschen nicht leisten, auf diesem Weg etwas von dem kostbarsten Saft zu verlieren, der ihnen ohnehin in zu geringer Menge gegeben ist. Es muß also eine Abhilfe gesucht werden, die ganz allgemein in einer Herabsetzung des Blutdrucks gefunden wird. Läßt sich das Nasenbluten vermeiden, so sollte wenigstens eine möglichst rasche Stillung herbeigeführt werden, die in der Bildung eines Gerinnsels besteht, wozu der Luftsaurestoff mitwirkt. Tiefes Atmen ist ein Mittel dazu, das den Blutdruck um etwa 3 Millimeter verringern kann, was jedoch nicht genügt. Man muß den Luftzutritt noch etwas verstärken, und das geschieht ganz einfach dadurch, daß man den Nasenflügel auf der nicht blutenden Seite mit dem Zeigefinger andrückt, damit die eingeatmete Luft durch die blutende Oeffnung um so stärker hindurchstreicht. Das Einatmen muß bei geschlossenem Mund so langsam vorgenommen werden, daß auf einen Zug 5 bis 8 Sekunden entfallen. Darauf folgt ein kurzes Ausatmen durch den Mund. Der Kopf muß dabei gerade und aufrecht gehalten werden. In gewöhnlichen Fällen genügt eine kleine Zahl von Wiederholungen dieser Atemgymnastik, um das Blut zum Stoden zu bringen. Selbstverständlich muß man sich dann in acht nehmen, die wohlthätige Wirkung des Sauerstoffs wieder aufzuheben, indem man vorzeitig das Taschentuch benützt. Die Entlastung des Kopfes vom Blut, die auf diesem Wege erzielt wird, kann so groß sein, daß bei zu langer Fortsetzung des Verfahrens zunächst ein Klimmern vor den Augen und dann geradezu ein Ohnmachtsanfall eintritt.